



Medienimpulse
ISSN 2307-3187
Jg. 58, Nr. 3, 2020
doi: 10.21243/mi-03-20-09
Lizenz: CC-BY-NC-ND-3.0-AT

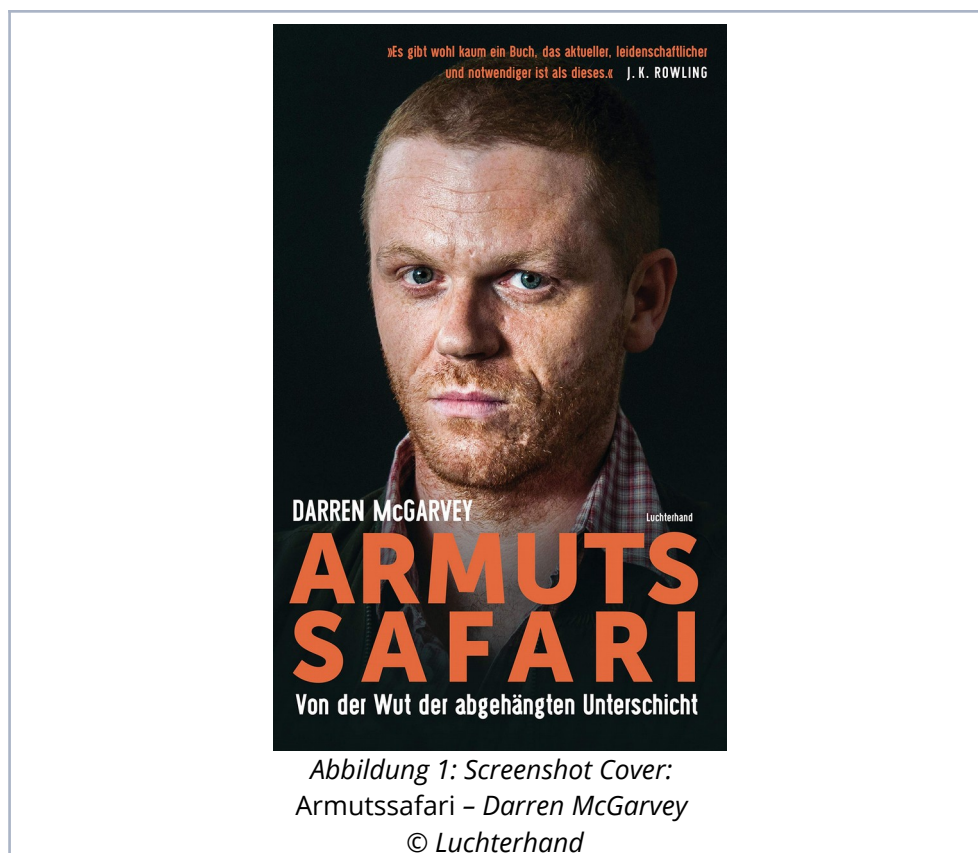
Rezension:
Armutssafari von Darren McGarvey.
Von der Wut der abgehängten Unterschicht.
Aus dem Englischen von Klaus Berr.

Johanna Lenhart

Was es bedeutet, in Armut zu leben, ist die Frage, der Armutssafari nachgeht: Darren ‚Loki‘ McGarvey unternimmt mit uns einen Ausflug in seine Welt. Johanna Lenhart rezensiert für die Medienimpulse die deutsche Übersetzung des Erfolgsbuchs.

How is it like to live in poverty? In his book Armutssafari Darren ‚Loki‘ McGarvey takes us into his world. Johanna Lenhart reviews the German translation of the bestseller.

Verlag: Luchterhand
Erscheinungsort: München
Erscheinungsjahr: 2020
ISBN: 978-3-63087-612-2



Wut ist, wie der Untertitel schon sagt, die vorherrschende Emotion in Darren McGarveys *Armutssafari*. Seine eigene Wut und die Wut anderer. Wut, die entsteht, wenn Menschen zu kurz kommen, etwa „im Gesundheitswesen, der Wohnsituation und der Bildung, an Orten, wo die Menschen effektiv vom politischen Leben ausgeschlossen werden“. Es ist eine Wut auf das System, die Ge-

sellschaft, die Mittelklasse, die es besser zu haben scheint, und nicht zuletzt auch auf sich selbst und die eigenen biografischen Irrläufer. Wütend ist aber nicht nur McGarvey, sondern auch alle um ihn herum, die ‚Unterschicht‘: „Im Grunde genommen war es fast unhöflich nicht auf irgendetwas wütend zu sein.“

Selbst aufgewachsen in Pollock, einem sogenannten Problemviertel Glasgows, erzählt McGarvey – auch bekannt als Rapper unter dem Künstlernamen ‚Loki‘ – in 32 eigenständigen Kapiteln von seinen Erfahrungen mit Armut: Obdachlosigkeit, Stress mit all seinen Folgeerscheinungen, psychische Krankheiten, Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, Gewalt und Bürgerbewegungen. Gekoppelt mit seiner „persönlichen politischen Perspektive“ – er fühlt sich einer nicht näher definierten Linken nahe – schildert er Beobachtungen und Erlebnisse aus dem Leben in der Armut und zieht seine Schlüsse daraus: „Jemand wie ich“ ist das Mantra des Buchs. Dabei zeichnet McGarvey nicht nur nach, mit welchen Problemen Menschen in Pollock konfrontiert sind, sondern auch den eigenen Reflexionsprozess vom naiven, wütenden Jugendlichen hin zu jemandem, der erkennt, dass Armut nicht nur der Mangel an Geld, sondern ein „Gravitationsfeld“ ist, das „soziale, wirtschaftliche, emotionale, physiologische, politische und kulturelle“ Dimensionen hat.

Stellenweise inszeniert McGarvey seine Erzählungen aus der „abgehängten Unterschicht“, die McGarvey mehr oder minder isoliert vom Rest der Gesellschaft scheint, beinahe als Klassenkampf gegen die Mittelschicht, deren eigene Krisen McGarvey allerdings

ausblendet. Immer wieder kommt er auf einen Gegensatz von Mittel- und Unterschicht zu sprechen, wohl wissend, dass diese „fixe Idee“ mehr einen Sündenbock sucht, als dass sie eine echte Erklärung darstellt, und sich aus der Wut darüber, nicht mitreden zu dürfen, speist: Wut, die aus dem Glauben entsteht „dass man nicht teilnehmen darf an der Unterhaltung über das eigene Leben. Sehr viele Leute in sehr vielen Gemeinden halten an diesem Glauben fest, und es gibt einen Grund für seine Existenz: Er stimmt.“ Immer wieder kommt McGarvey auch auf die alte Weisheit, dass gesellschaftliche Teilnahme bei der Sprache beginnt, dass Soziolekte als Marker für das Eigene und das Andere fungieren, zurück – auf beiden Seiten: Die ‚Unterschicht‘ wird misstrauisch, wenn jemand nicht so klingt wie ihresgleichen, auf der anderen Seite ist sozialer Aufstieg – oder auch politische Partizipation – nicht möglich, wenn man nicht die entsprechende Sprache beherrscht. Die Erkenntnis, dass man von der Gesellschaft nicht ernst genommen wird, weil man die sozial akzeptierte Sprache nicht spricht, hat sich McGarvey tief eingeschrieben.

In die gleiche Kerbe schlägt auch der Titel *Armutssafari*. Denn McGarvey erzählt auch von einer Armutsideologie, die davon lebt, die Armut zu bekämpfen, die die Armut aber auch – um ihrer selbst Willen – erhalten muss. Wohlmeinend, aber ahnungslos, begeben sich eine endlose Reihe von Aktivistinnen und Aktivisten, Studierenden, Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern, Expertinnen und Experten auf Forschungsreise zu den ‚Armen‘: „Eine Art Safari, auf der die einheimische Bevölkerung eine Weile aus si-

cherer Distanz beobachtet wird, bevor das Fenster in diese Gemeinschaft sich wieder schließt und das Geschehene allmählich in Vergessenheit gerät.“ Der mitschwingende Vorwurf an das Leserinnen- und Leserpublikum – das vermutlich eher aus der Mittelschicht stammt, wenn man sich die analytische, in gesellschaftskritischen Diskursen geschulte Sprache über welche die Unterschicht McGarveys Aussage nach ja gerade nicht verfügt, vor Augen führt – ist also eine Art Armutspornografie: Man schaut neugierig hin, konsumiert mit der wohligen Erkenntnis, es selbst besser zu haben, und vergisst dann auch ganz schnell wieder. In *Armutssafari* macht McGarvey nun selbst den Touristenführer, auch wenn er sich der sich daraus ergebenden Ambivalenz durchaus bewusst ist: „Jemand wie ich bekommt niemals die Möglichkeit, ein Buch zu schreiben, wenn er es nicht wenigstens zum Teil als Elendstagebuch kaschiert.“ Es sind Widersprüche wie diese, die bei der Lektüre immer wieder stolpern lassen, und die wohl auch auf ein Unbehagen McGarveys hinweisen, verdient er, längst in der Mittelklasse angekommen, doch auch seinen Lebensunterhalt als Armutsexperte.

Dennoch bietet *Armutssafari* mehr als „anekdotische Wutanfälle und schamlose persönliche Bekenntnisse“. Mit genauer Beobachtungsgabe ausgestattet, schildert McGarvey eindringlich Dynamiken der Exklusion, wie Gemeinschaften entstehen und wieder auseinanderbrechen. Immer bereit auch mit sich selbst ins Gericht zu gehen, weiß McGarvey zu polarisieren und legt dabei Biss und (oft zynischen) Witz zutage. So ist *Armutssafari* nicht nur ein

Buch, das einer privilegierten LeserInnen- und Leserschaft zu einem Einblick in die Armut verhilft, sondern auch ein Buch darüber, wie es ist, seine Stimme zu finden.